

Universität zu Köln
Institut für Ethnologie
Empirische Anwendung ethnologischer Methoden
Dr. Mario Krämer
SoSe 16

„Grauköpfe“* an der Uni

Eine Feldforschung zur Motivation von Senioren*innen für die Tätigkeit als Gasthörer*innen an der Universität zu Köln

Jonna Bienert

Felix Schreiber

Lotta Schütt

1

*„Grauköpfe“: Diese Bezeichnung benutzen mehrere der Informanten*innen als Selbstbeschreibung, sie kann daher als emische Bezeichnung betrachtet werden.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
2. Kritische Methodendarstellung.....	4
2.1 Phasen der Feldforschung.....	4
2.2 Das Entstehen der klassischen Feldforschung und der Teilnehmenden Beobachtung.....	5
2.3 Beobachtung vs. Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme und Dichte Teilhabe.....	6
2.4 Soziale Nähe und Soziale Distanz.....	7
2.5 Qualitative Interviewtechniken.....	8
2.6 Der ethische Anspruch der Feldforschung.....	9
3. Methodenreflexion.....	10
3.1 Allgemeine Daten der Forschung.....	10
3.2 Die Fragestellung.....	11
3.3 Die Suche nach Informanten*innen.....	11
3.4 Die Teilnehmende Beobachtung.....	12
3.4.1 Die Beobachtung.....	13
3.4.2 Die Teilnahme.....	14
3.5 Die Interviews.....	15
3.6 Die Datenauswertung.....	17
4. Datenauswertung.....	19
4.1 Vorstellung der untersuchten Gruppen.....	19
4.2 Allgemeine Daten der Informanten*innen.....	20
4.3 Erste Ausbildung, Beruf und Rente.....	20
4.4 Universitärer Alltag.....	21
4.4.1 Interessenssetzung und Fächerwahl.....	22
4.4.2 Art der Veranstaltungen.....	23
4.5 Soziale Kontakte und Interaktion.....	24
4.5.1 Der Arbeitskreis.....	25
4.5.2 Jüngere Studenten*innen.....	26
4.6 Zusammenfassung der unterschiedlichen Motivationen.....	27
5. Fazit.....	28
Literaturverzeichnis.....	30

1. Einleitung

„*ÄLTER-BUNTER-KÖLNER. Gesellschaft im Wandel*“ lautete das Motto des Themenjahrs 2015 an der Universität zu Köln (Universität zu Köln, 2015). Die Universität reagiert damit auf den demografischen Trend der letzten Jahre. Die deutsche Gesellschaft wird immer älter und bleibt länger gesund (vgl. Statistisches Bundesamt, 2012). Folglich gibt es viele agile Senioren*innen, die ihr Leben aktiver gestalten möchten und können als die Generationen vor ihnen. Die Universität zu Köln bietet, so wie die meisten Universitäten, die Möglichkeit einer Gasthörerschaft und öffnet Vorlesungen, Seminare und andere Veranstaltungen auch für Senioren*innen. Die über 3000 Gasthörer*innen würden „*einen wichtigen und unverzichtbaren Baustein für den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in Stadt und Region Köln*“ ausmachen (Universität zu Köln, 2015).

Dieser Forschungsbericht widmet sich der Frage: „Was motiviert Senioren*innen einer Tätigkeit als Gasthörer*innen nachzugehen?“. Untersucht wurden in diesem Zusammenhang mögliche Motivationsfaktoren wie der universitäre Alltag von Gasthörern*innen, ihre sozialen Kontakte im Universitätsbetrieb sowie Form und Inhalt der belegten Lehrveranstaltungen. Die im Rahmen der Veranstaltung „Empirische Anwendung ethnologischer Methoden“ durchgeführte Feldforschung fand während des Sommersemesters 2016 statt und hatte eine Zeitspanne von ca. drei Monaten. Die nachfolgend präsentierten Ergebnisse können und müssen mit Berücksichtigung dieser Einschränkung verstanden werden.

Dieser Bericht wurde in Gruppenarbeit verfasst und jeder Abschnitt zusammen überarbeitet und korrigiert, sodass eine klare Zuordnung der Abschnitte nicht möglich ist. Zunächst erfolgt eine kritische Darstellung ausgewählter ethnologischer Methoden. Die Auswahl, Darstellung und Diskussion orientiert sich an der besprochenen Literatur. Ziel ist es, den wesentlichen Charakter der Methoden aufzuzeigen sowie Vorteile und Gefahren zu besprechen, die bei ihrer Anwendung im Feld auftreten können.

In der anschließenden Methodenreflexion werden die positiven und negativen Erfahrungen, die mit den in der Feldforschung angewandten Methoden gemacht wurden, beschrieben. Die entstandenen Probleme und gefundenen Lösungen werden im Hinblick auf ihre Umsetzung analysiert und kritisch hinterfragt. Um eine Antwort auf die Fragestellung geben zu können, werden in der anschließenden Datenauswertung die gewonnenen Er-

kenntnisse dargelegt und besprochen. Im letzten Schritt erfolgt eine Verortung der Ergebnisse in die aktuelle theoretische Debatte um die heutige Generation von Senioren*innen sowie ein Ausblick auf weiterführende Fragestellungen.

2. Kritische Methodendarstellung

Das hohe Aufgebot an zulässigen Methoden ist ein intradisziplinäres Phänomen der Ethnologie. Die deutsche Ethnologin Bettina Beer klassifiziert es als „*Methoden-Vielfalt*“ (Beer 2008:11). Ob der Einsatz einer bestimmten Methode sinnvoll ist, d.h. ob er Erkenntnisgewinn gewährleisten kann, sei extrem kontextabhängig und bedürfe umfassender Überlegung (vgl. Beer 2008:18, f.).

Trotz dieser Methodenvielfalt gelten einige Techniken als essentiell für das ethnologische Arbeiten. Zu diesen essentiellen Methoden gehören auch diejenigen, die in der vorliegenden Forschung in eingeschränkter Form Anwendung fanden: Die Feldforschung per se, die Beobachtung und die Teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviewtechniken, hier insbesondere das Leitfadeninterview.

Die ethnologische Feldforschung gilt als „*zentrale Methode des Faches*“ (Beer 2008:11). Sie wird bis heute in der Tradition Malinowskis - eng verknüpft mit der Methode der Teilnehmenden Beobachtung - durchgeführt (vgl. Spittler 2014:212). Neben der Teilnehmenden Beobachtung sei das Gespräch in Form eines Interviews ein weiteres wesentliches Merkmal der ethnologischen Feldforschung (vgl. Schlehe 2008:120). Im Folgenden werden ausgewählte Aspekte der angesprochenen Methoden beleuchtet und diskutiert. Aufgrund ihrer engen methodischen Verflechtung miteinander werden sie nicht prinzipiell voneinander getrennt, sondern als eben solches „Geflecht“ begriffen.

2.1 Phasen der Feldforschung

Die American Anthropological Association gliedert das ethnologische Arbeiten in ihrer Ethikerklärung „*Statement of Ethics: Principles of Professional Responsibility*“ in drei Phasen: „*These principles provide anthropologists with tools (...) – when making decision prior to beginning projects, when in the field, and when communicating and preserving records.*“ (AAA 2012, Präambel).

Die Feldforschung knüpft also an eine Phase der Vorbereitung an und geht schließlich in eine Phase der Nachbereitung über. Die Phase der Feldforschung an sich dauere dabei üblicherweise ein Jahr (vgl. Spittler 2014:227); die vorangehende und die anschließende

Phase können oft mehrere Jahre der Vorbereitung und der Datenauswertung in Anspruch nehmen.

Für alle Phasen können wesentliche Schritte ausgemacht werden. So gliedert Beer die Phase der Vorbereitung in einen praktischen Teil, der die Vorbereitungen der Feldforschung betrifft, und in einen inhaltlichen Teil, der sich mit „*Region, Fragestellung, Teilfragen und Methoden*“ (Beer 2008:19) befasst. Die Phase der Feldforschung gliedert sie in die Explorative Phase und die Problemorientierte Phase (vgl. Beer 2008:22).

2.2 Das Entstehen der klassischen Feldforschung und der Teilnehmenden Beobachtung

Die schweizerische Ethnologin Hauser-Schäublin und der deutsche Ethnologe Gerd Spittler sehen die klassische Feldforschung nicht erst durch Malinowski „geboren“. Spittler erkennt erste Formen der Teilnehmenden Beobachtung in den Forschungsreisen im 19. Jahrhundert. Hauser-Schäublin nennt an dieser Stelle den britischen Ethnologen William Rivers, der schon 1913 die stationäre Feldforschung gefordert habe. Außerdem habe der US-amerikanische Ethnologe Frank Hamilton Cushing bereits in den 1870er-Jahren die Methode der Teilnehmenden Beobachtung „*gelebt und beschrieben*“ (Hauser-Schäublin 2008:39).

Durch diesen Vergleich wird deutlich, dass die ethnologische Feldforschung und die Methode der Teilnehmenden Beobachtung stark verknüpft sind bzw. sogar gleichgesetzt werden. Eine absolute Gleichsetzung dieser beiden Methoden bezeichnet Hauser-Schäublin selbst als „*nicht falsch*“, aber „*unpräzise*“ (Hauser Schäublin 2008:37).

Die Teilnehmende Beobachtung definiert Spittler als eine Forschungsmethode, „*bei der der Forscher für eine längere Zeit in der Gruppe, die er untersucht, lebt, ihre Sprache spricht und an ihren Aktivitäten mehr oder weniger intensiv teilnimmt*“ (Spittler 2014:208). Eine ähnliche Definition könnte man auch über die Feldforschung per se treffen. Folglich ist es schwer, die beiden Methoden gänzlich voneinander zu trennen, weshalb der Versuch einer strikten Trennung hier nicht erfolgen soll. Einen entscheidenden Unterschied gibt es aber: Die Teilnehmende Beobachtung kann als eigenständige Methode gelten, deren Wert in sich selbst liegt. Die ethnologische Feldforschung hingegen „braucht“ u.a. die Methode der Teilnehmenden Beobachtung. Losgelöst von ihr oder einer anderen Form der Teilnahme würde sie den Ansprüchen an ethnologisches Arbeiten nicht gerecht.

2.3 Beobachtung vs. Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme und Dichte Teilhabe

Eine Unterscheidung von Beobachtung und Teilnehmender Beobachtung scheint leicht durchführbar: Während sich Ethnologen*innen in der Beobachtung als Beobachter*innen verstehen, verstehen sie sich in der Teilnehmenden Beobachtung sowohl als Beobachter*innen als auch als Teilnehmer*innen: „*Teilnahme bedeutet Nähe, Beobachten Distanz (...)*“ (Hauser-Schäublin 2008:42).

Die Teilnehmende Beobachtung bietet im Vergleich zur Beobachtung wesentliche Vorteile. So biete die Teilnahme die Möglichkeit, sich dem Forschungsfeld physisch und mental als Teil der untersuchten Gruppe anzunähern; die Beobachtung hingegen fördere die *Outsider*-Perspektive (vgl. Hauser-Schäublin 2008:42). Hauser-Schäublin prophezeit gar, dass über die reine Beobachtung kein Einblick in die untersuchte Gruppe stattfinden kann: „*Wer nur Distanz lebt, wird ein Besucher bleiben, der die Alltäglichkeiten und Vertraulichkeiten des Zusammenlebens nie erfahren wird.*“ (Hauser-Schäublin 2008:42).

Unbeachtet bleiben an dieser Stelle die Art des Forschungsgegenstands und die oft sehr eingeschränkten Möglichkeiten der Teilnahme in der Praxis. Auch wenn in der Literatur ein größerer Wert auf die Teilnahme gelegt wird, nimmt die Beobachtung meistens einen größeren Teil der Feldforschung ein. Da die Beobachtung die Basis jeder Art von Teilnahme ist, darf sie nicht vernachlässigt werden und die Schulung der Beobachtungsgabe ist für jeden/jede Ethnologen*in grundlegend.

Spittler präsentiert darüber hinaus spezifischere Formen der Teilnehmenden Beobachtung: die Dichte Teilnahme und die Dichte Teilhabe (vgl. Spittler 2014). Sie unterscheiden sich voneinander im Hinblick auf die Dauer der Feldforschung und in der Intensität der Teilnahme. Anders als die Teilnehmende Beobachtung sei die Dichte Teilnahme „*an Langfristigkeit gebunden*“ (Hauser-Schäublin 2008:43). Sie sei eine radikalisierte Form der Teilnehmenden Beobachtung und fordere alle Ethnologen*innen auf, „*sich natürlichen Situationen anzunähern*“ (Spittler 2014:212, f.). Die Dichte Teilhabe präsentiert Spittler indes als eine weiterentwickelte Form der Dichten Teilnahme, die „*die soziale Involviertheit und die Reflexion darüber*“ (Spittler 2014:217) in den Fokus stelle.

Trotz dieser Abgrenzung im Hinblick auf Dauer und methodisches Vorgehen bleibt die Einteilung in Teilnehmende Beobachtung, Dichte Teilnahme und Dichte Teilhabe unklar. Zentrales Unterscheidungsmerkmal scheint die Reduzierung der sozialen Distanz zu Gunsten einer immer stärkeren Involviertheit zu sein. Spittler selbst merkt an, dass hierin das Problem des *going native* bestünde (vgl. Spittler 2014:213). In diesem Fall gelingt es

dem/der Ethnologen*in nicht länger, soziale Distanz zu schaffen und es besteht die Gefahr, das Untersuchte nur noch aus der *Insider*-Perspektive wiederzugeben. In diesem Stadium ist es nicht mehr möglich, Erkenntnisse aus der *Outsider*-Perspektive zu sammeln und über das eigene Vorgehen zu reflektieren.

Das Konzept von Teilnehmender Beobachtung, Dichter Teilnahme und Dichter Teilhabe ist konfus und lässt viele Fragen unbeantwortet: Gelangt man durch eine immer stärkere Reduzierung der sozialen Distanz von der Teilnehmenden Beobachtung zur Dichten Teilnahme? Gelangt man durch eine noch stärkere Reduzierung zur Dichten Teilhabe? Und wie passt der/die Ethnologe*in den Moment ab, in dem "die Bremse gezogen werden muss", um eine Beeinträchtigung der Forschung durch das *going native* zu vermeiden?

2.4 Soziale Nähe und Soziale Distanz

Für Fortschritt und Erkenntnisgewinn ist es wichtig, dass sich soziale Nähe und soziale Distanz die Waage halten. Beide Seiten sind mit einer bestimmten Perspektive verbunden: Die soziale Nähe macht den/die Ethnologen*in zum *Insider*, die soziale Distanz macht ihn/sie zum *Outsider*. Die Teilnehmende Beobachtung bringt den Vorteil, beide Perspektiven für den Erkenntnisgewinn nutzen zu können. Ein einseitiges Vorgehen birgt bestimmte Gefahren. So bleibe der/die Ethnologe*in bei zu großer sozialer Distanz „Besucher“ (Hauser-Schäublin 2008:42), bei zu großer sozialer Nähe drohe, wie bereits diskutiert, das Problem des *going native*. Um größtmöglichen Erkenntnisgewinn zu fördern, muss der/die Ethnologe*in daher die Intensität des Kontakts regulieren. Die Fähigkeit, beide Perspektiven einnehmen und verlassen zu können, ist extrem abhängig von der Persönlichkeit des/der Forschers*in.

Soziale Nähe kann z.B. durch die Intensivierung der Teilnahme erreicht werden. Es ist nicht ungewöhnlich, dass in längeren Feldforschungen auf diese Weise starke soziale Bindungen entstehen. Diese soziale Nähe kann der Forschung förderlich, aber auch hinderlich sein. So verträgt sie sich nicht zwingend mit dem „objektiven“ Forschungsanspruch des/der Ethnologen*in. Beer geht davon aus, dass sich eine bestimmte soziale Nähe „automatisch“ ergibt: Nach der Explorativen Phase erfolge die Phase der Eingewöhnung; man fühle sich daheim, auch die Untersuchten hätten nun ein besseres Verständnis von der ethnologischen Arbeit (vgl. Beer 2008:23).

Diese Darstellung eines harmonischen Einfeldens in das neue Umfeld kann durchaus problematisch gesehen werden. Nicht zuletzt Malinowskis Tagebücher zeigen schließlich, dass das Erreichen dieses Ideals nicht immer möglich ist. Gleiche Kritik muss auch

an Beers Behauptung bezüglich der Gastgeber*innen geübt werden, denn das Voranschreiten und Vorübergehen der Explorativen Phase bedeutet nicht gleichermaßen auch eine sich ändernde Einstellung zu den Ethnologen*innen und ihrer Arbeit.

Das Schaffen von sozialer Distanz kann sich ebenfalls schwierig gestalten, denn sie soll nicht als Interesselosigkeit oder Abneigung interpretiert werden.

Beer rät, soziale Distanz von der Forschung zu schaffen, indem man den Ort der Forschung für ein paar Tage verlässt und so eine Pause einlege (vgl. Beer 2008:25). Auf diese Art und Weise gelänge es auch, Distanz zur eigenen Forschung zu gewinnen und aus dieser Distanz über das Geschehene und das weitere Vorgehen zu reflektieren.

Spittlers Konzept einer Pause drückt sich in der „*distanzierten Nähe*“ (Spittler 2014:219) in Anlehnung an die Feldforschung von Phillip Schröderlein aus. Aus dem gewonnenen Abstand heraus sei es dem/der Ethnologen*in möglich, „*sich auszuruhen und mit anderen Gruppen Kontakt aufzunehmen*“ (Spittler 2014:219). Außerdem würden sich einige Mitglieder der eigenen Gruppe lieber einem *Outsider* anvertrauen.

Das Einlegen von Pausen, auch wenn es nicht zwingender Bestandteil einer ethnologischen Feldforschung ist, wird hier also als gewinnbringende Option dargestellt. Insbesondere der Anspruch eines/einer Ethnologen*in, zeitgleich Teilnehmer*in und Beobachter*in zu sein, lässt sich mit einer Pause gut verbinden, denn nach einer intensiven Phase der Teilnahme muss der Blick wieder auf die Beobachtung gelenkt werden, auch auf die Beobachtung der eigenen Rolle.

2.5 Qualitative Interviewtechniken

Ein weiterer Aspekt der ethnologischen Feldforschung, der mit vielen Herausforderungen verbunden ist, ist die Durchführung von Interviews. Der deutsche Soziologe Harry Hermanns beschreibt z.B. Phänomene der Angst vor Peinlichkeiten, Intimitätsverletzungen oder Persönlichkeitskrisen, die in der Interview-Situation auftreten können (vgl. Hermanns 2007:365). Es sei Aufgabe des/der Interviewers*in, die „*richtige Balance*“ (Hermanns 2007:364) zu finden. Sowohl er als auch die deutsche Ethnologin Judith Schlehe sehen aber in vielen dieser Phänomene eine „*Projektion der eigenen Scheu vor der ungewohnten Rolle auf das Gegenüber*“ (Schlehe 2008:122).

Nach dem Vorbereiten aller praktischen Aspekte, muss sich der/die Interviewer*in nun mit den kommunikativen und sozialen Anforderungen auseinandersetzen. Er/sie befindet sich, wie auch in der Teilnehmenden Beobachtung, in einer scheinbar paradoxen Rolle:

Es gelte, sowohl Empathie und Verständnis auszudrücken und gleichzeitig eine Einstellung zu entwickeln, die das Gesagte gezielt als fremd wahrnehme (vgl. Hermanns 2007:364).

Hier äußert sich abermals ein zentrales Charakteristikum der Ethnologie, das Schlehe als „*besonderes Potential*“ und gleichzeitig „*größtes methodisches Problem*“ bezeichnet und das sie definiert als „*die Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz, Einlassen und Rückzug, Spontaneität und Reflexion*“ (Schlehe 2008:120).

Sowohl dem/der Interviewer*in als auch dem/der Gesprächspartner*in schreibt Schlehe gesprächskonstruierende Momente zu (vgl. Schlehe 2008:122). Das Interview solle „*Gesprächscharakter*“, aber „*keine wirkliche Reziprozität, keinen gleichberechtigten Dialog*“ (Schlehe 2008:120) aufweisen, denn Ziel sei, dass eine Person über die andere möglichst viel erfährt.

Besonders der Vergleich von Teilnehmender Beobachtung und qualitativen Interviewtechniken, die gleichermaßen zentrale Bereiche der Datenerhebung ausmachen, zeigt den besonderen Anspruch der Feldforschung an den/die Ethnologen*in: Es gilt, ein ständiges Wechselspiel zwischen der *Outsider*-Perspektive und der *Insider*-Perspektive zu schaffen. Beide Rollen anzunehmen und dadurch immer wieder zwischen sozialer Nähe und sozialer Distanz zu navigieren, ist damit eine Kompetenz, die Ethnologen*innen für ihre Arbeit mitbringen bzw. sich aneignen müssen.

2.6 Der ethische Anspruch der Feldforschung

In allen Phasen der Feldforschung können ethische Probleme auftreten. Beer betont diesbezüglich die „*Verpflichtung und Verantwortung*“ (Beer 2008:26) aller Ethnologen*innen, ihre Forschung zum Vorteil der Untersuchten bzw. der Allgemeinheit zu gestalten. Dieser Anspruch verträgt sich mit den Prinzipien der AAA, auf die sich Ethnologen*innen im ethischen Dilemma üblicherweise berufen (können): „*Anthropologists may choose to link their research to the promotion of well-being, social critique or advocacy. As with all anthropological work, determinations regarding what is in the best interests of others or what kinds of efforts are appropriate to increase well-being are value-laden and should reflect sustained discussion with others concerned.*“ (AAA 2012, Hervorh. i. Original).

Betont und gefordert wird außerdem die absolute Aufrichtigkeit gegenüber allen Informanten*innen. So spricht Schlehe von „*zwischenmenschlichem Respekt*“ (Schlehe

2008:122), der die offene Darstellung der eigenen Person, des Forschungsziels und der geplanten Vorgehensweisen gebiete.

An dieser Stelle kann der/die Ethnologe*in in ethische Zwickmühlen geraten: Wie weit soll die Anonymisierung zum Schutz der Informanten*innen eingehalten werden? Ab wann verhindert sie ein konkretes Verständnis der Feldforschungsergebnisse? Eine noch schwerer zu beantwortende Frage könnte die Folgende sein: Wem gilt die Loyalität des/der Ethnologen*in, wenn er/sie z.B. kriminelle Aktivitäten beobachtet? Ist er/sie dem Gesetz verpflichtet oder ist es richtig und lohnenswert, den Betroffenen die eigene „Treue“ zu beweisen und so etwa zu einem Durchbruchmoment in der Forschung zu gelangen? Die Ethik-Erklärung der AAA bietet eine Orientierung für Ethnologen*innen, aber keine strikte oder alternativlose Anleitung, denn: *„Anthropologists remain individually responsible for making ethical decisions.“* (AAA 2012).

3. Methodenreflexion

Die im ersten Kapitel beschriebenen und diskutierten ethnologischen Methoden fanden auch im Zuge der Feldforschung zur Motivation von Gasthörer*innen an der Universität zu Köln Anwendung. Die nachfolgende Reflexion setzt sich außerdem mit der Suche nach den Informanten*innen auseinander und bezieht ebenso die Datenauswertung als wichtigen Teil der Forschung mit ein. Ziel dieses Kapitels ist es, das Vorgehen der Forschenden zu beschreiben, positive und negative Erfahrungen zu analysieren und ihren Wert für und ihre Auswirkungen auf die Forschung zu besprechen.

Um eine umfassende Methodenreflexion zu ermöglichen und auch die Erfahrungen aller drei Forschenden wiederzugeben, wurde ein Fragebogen zum Verlauf der Feldforschung erstellt. Durch die dort gegebenen Antworten sowie die Betrachtung der gemachten Erfahrungen während der Feldforschung und die Lektüre der Beobachtungsprotokolle ist es möglich, auf den nachfolgenden Seiten eine Methodenreflexion zu führen, die die Perspektive aller Forschenden miteinbezieht.

3.1 Allgemeine Daten der Forschung

Die Feldforschung fand im Rahmen der Übung „Empirische Anwendung ethnologischer Methoden“ statt und beschränkte sich auf das Sommersemester 2016. Die Monate April bis Juni nutzten wir zur Themenfindung und für die Suche nach Informanten*innen, sodass wir ab Juni mit unseren Beobachtungen und Interviews starten konnten. Dieser praktische Teil erstreckte sich über sechs Wochen bis Mitte Juli 2016. Die nachfolgenden

Wochen bis zum 15. September nutzten wir für die Lektüre relevanter Texte, die Datenauswertung und die anschließende Niederschrift der Ergebnisse.

Insgesamt wurden fünf (Teilnehmende) Beobachtungen sowie acht Interviews durchgeführt. Bis auf eine Ausnahme am 20.06.2016 waren immer alle Mitglieder des Forschungsteams bei den Beobachtungen anwesend, während die Interviews alleine durchgeführt wurden. Eine genauere Beschreibung der Beobachtungen und der Interviews erfolgt unter den Punkten 3.4 und 3.5. Zunächst soll nun das Finden und Gestalten der Fragestellung behandelt werden.

3.2 Die Fragestellung

Die Fragestellung „Was motiviert Senioren*innen einer Tätigkeit als Gasthörer*innen nachzugehen?“ war absichtlich weit gefasst. Neben den Vorteilen, die eine induktive bzw. explorative Vorgehensweise bietet, wurden wir im Verlauf der Forschung auch mit Problemen konfrontiert. Da die Motivation eines Menschen nicht beobachtbar ist, erweiterten wir die Fragestellung um mehrere Unterfragen, z.B. „Wie gestaltet sich der universitäre Alltag von Gasthörern*innen?“, „Welche sozialen Strukturen lassen sich unter Gasthörern*innen finden und welche Rolle spielen sie?“, „Was sind die bevorzugten Fachrichtungen?“. So war es uns möglich, während der Forschung soziale Strukturen und Beziehungen zu erkennen und auf Reaktionen auf die Gasthörer*innen zu achten. Dies erschien uns, ebenso wie die Auswahl der besuchten Veranstaltungen, wichtig, um die Motivation besser einschätzen zu können.

Durch die weite Fassung der Fragestellung ergaben sich vor allem während der (Teilnehmenden) Beobachtung neue Probleme, die unter Punkt 3.4 genauer beschrieben werden.

3.3 Die Suche nach Informanten*innen

Die ersten Ansätze für die Suche nach geeigneten Informanten*innen ergaben sich durch Rücksprache in unserer Lehrveranstaltung. Einige unserer Kommilitonen*innen konnten uns Veranstaltungen nennen, die von vielen Senioren*innen besucht werden. Dabei handelte es sich vor allem um geisteswissenschaftliche Fächer wie Philosophie, Kunst und Geschichte. Das weitere Vorgehen war stark von diesen Vorschlägen beeinflusst. Durch das gezielte Aufsuchen von geisteswissenschaftlichen Veranstaltungen und das Verteilen von Flyern in mehreren Instituten der Philosophischen Fakultät nahmen wir bereits zu Beginn eine unabsichtliche Einschränkung unserer Informanten*innen vor. Diese Vorgehensweise war deduktiv, da sie sich am im Vorhinein gefassten Schluss orientierte, Gasthörer*innen würden vor allem diese Art von Veranstaltungen belegen.

Um einer solchen Selektion vorzubeugen, könnte man sich für spätere Forschungen an den *fgs* (Verein zur Förderung des Gasthörer- und Seniorenstudiums) wenden. Dort wird das „*soziale, universitäre und allgemeine Leben*“ organisiert. Auch der regelmäßig erscheinende Newsletter des *fgs* wäre eine Möglichkeit gewesen, unser Anliegen an eine breit gefächerte Gruppe von Gasthörern*innen heranzutragen.

Insgesamt gestaltete sich die Informantensuche schwierig. Obwohl wir viele potenzielle Informanten*innen ansprachen, erklärte sich erst niemand für eine Teilnahme als Informant*in bereit. Oft hatten wir den Eindruck, dass es als unangenehm empfunden wurde, von uns angesprochen zu werden. Die Senioren*innen wirkten irritiert und abweisend; wir hatten das Gefühl, dass unser Anliegen nicht verständlich wurde. Dies kann daran gelegen haben, dass die Angesprochenen immer wieder Schwierigkeiten zu haben schienen, uns akustisch zu verstehen und daran, dass sich viele unter „Ethnologie“ nur wenig vorstellen konnten und die Relevanz unseres Forschungsvorhabens bezweifelten. Zukünftig sollte bereits im Vorhinein überlegt werden, wie das Forschungsvorhaben verständlich und interessant dargestellt werden kann. So könnte auch ein sichereres Auftreten gefördert werden.

Nach einer Geschichtsvorlesung sprachen wir W. Hahn an, der unserem Anliegen sehr offen begegnete. Wir erfuhren, dass W. Hahn einen selbstorganisierten Arbeitskreis mit 15-20 Gasthörern*innen leitete und bekundeten großes Interesse an einer Zusammenarbeit. Durch W. Hahn konnten wir am 13.06.2016 die erste Beobachtung im Arbeitskreis „Köln und Region erforschen und erleben“ durchführen. Der Aspekt, dass die Gasthörerschaft bezogen auf die akademische Vergangenheit heterogen aufgestellt ist, muss ebenso Beachtung erfahren wie die Tatsache, dass der Arbeitskreis eine Sonderstellung im universitären Betrieb einnimmt. Der Arbeitskreis ist selbstorganisiert und die Mitglieder haben ein großes Interesse am wissenschaftlichen Arbeiten und sind sehr engagiert. Die Ergebnisse dieses Berichts sind auch dadurch eingeschränkt, dass die meisten unserer Informanten*innen bereits eine akademische Ausbildung haben und männlich sind, wodurch sie nicht repräsentativ für alle Senioren*innen an der Universität zu Köln stehen können.

3.4 Die Teilnehmende Beobachtung

An die Phase der Informantensuche schloss sich nun die Explorative Phase der Feldforschung an. Durch Teilnehmende Beobachtung sollten erste Erkenntnisse über die Informanten*innen gewonnen werden. Insgesamt wurden fünf Beobachtungen durchgeführt:

eine Beobachtung des Einzelinformanten R. Faust (10.06.) und vier Beobachtungen des Arbeitskreises (13.06., 20.06., 04.07., 11.07.). Wir begleiteten den Einzelinformanten in zwei Lehrveranstaltungen; den Arbeitskreis beobachteten wir während seiner wöchentlichen Treffen. Die letzte Beobachtung des Arbeitskreises (11.07.) fand im Rahmen eines selbstorganisierten Picknicks außerhalb der Universität statt.

Leider gelang es uns nicht, die Teilnehmende Beobachtung in unserer Feldforschung in ihrer Gesamtheit zu nutzen. Vielmehr verharrten wir in der *Outsider*-Perspektive. Unsere Versuche, stärker teilzunehmen, brachten nicht den gewünschten Erfolg. Im Folgenden sollen die Aspekte „Beobachtung“ und „Teilnahme“ daher voneinander getrennt betrachtet werden.

3.4.1 Die Beobachtung

Tatsächlich bot das Begleiten der Informanten*innen in ihrem universitären Alltag viel „Beobachtbares“. Die im Vorfeld gehegten Zweifel an der Größe des Erkenntnisgewinns haben sich damit nicht bestätigt. Es gelang uns schnell, die für die Beobachtung erforderliche *Outsider*-Perspektive einzunehmen, insbesondere dann, wenn Gespräche auf Spezialwissen fundierten und wir sie deshalb nicht länger nachvollziehen konnten. Diese offensichtliche Unkenntnis bei bestimmten Gesprächsthemen rückte uns „automatisch“ in die Rolle des/der Beobachters*in. Die Informanten*innen reagierten aber mit Geduld und Enthusiasmus auf unser Unwissen und erklärten uns die Zusammenhänge. Bei einer längeren und intensiveren Feldforschung wäre es vielleicht möglich gewesen, diese Erklärungen zu nutzen und sich das entsprechende Wissen selbst anzueignen. So wäre nicht nur die Beobachtung von Gesprächen möglich gewesen, sondern auch die aktive Teilnahme daran.

Durch die kurze Dauer der Feldforschung verblieben wir während unserer Beobachtungen in der Explorativen Phase und gelangten nicht mehr zur Problemorientierten Phase. Die Explorative Phase erlaubte es uns, das Gefühl des Beobachtens, des Beobachtet-Werdens und die Wirkung, die man als Beobachter*in auf die Beobachteten hat, kennenzulernen. Interessant ist vor allem die abschließende Bewertung unserer Rollen als Beobachter*in, denn unsere Wahrnehmungen unterscheiden sich hier deutlich voneinander. So ist beispielsweise der Eindruck, dass sich der Einzelinformant während der Beobachtung unwohl gefühlt haben könnte, nicht bei uns allen entstanden. Die Sorge, dass die Beobachtung durch mehrere Forschende als unangenehm empfunden werden könnte, ist

aber an sich durchaus berechtigt. Sicherlich ist es stark abhängig von dem/der Informanten*in selbst, wie die Beobachtung wahrgenommen wird: Fühlt er/sie sich *beobachtet* oder vielleicht nur *begleitet*? In der Explorativen Phase war es außerdem möglich, Eindrücke und Geschehnisse ungefiltert zu sammeln und zu notieren. Die abschließende Auswertung unserer Daten bestätigte aber unsere während der Beobachtungsphase bereits aufgekommene Vermutung, dass einige Erkenntnisse für die Beantwortung unserer Fragestellung irrelevant sind. Dennoch bieten sie einen guten Einstieg und Einblick in das Forschungsthema. Für unsere Fragestellung „Was motiviert Senioren*innen einer Tätigkeit als Gasthörer*innen nachzugehen?“ sind die während der Beobachtungen gewonnenen Erkenntnisse insbesondere im Vergleich zu den in den Interviews erhobenen Daten aufschlussreich. Unter Punkt 4 wird besprochen, wie einige Beobachtungen sich im Gespräch bestätigten und andere sich widersprachen.

3.4.2 Die Teilnahme

Eine aktive Teilnahme war aufgrund der zeitlichen Einschränkung der Feldforschung nicht möglich. Sicherlich grenzt bereits die Fragestellung die Möglichkeit einer Teilnahme stark ein, denn es blieb unklar, inwiefern wir uns hier beteiligen konnten.

Um die *Insider*-Perspektive einnehmen zu können, wäre es nötig gewesen, mehr Erfahrungen in der Rolle als Gasthörer*in und in der Rolle als Arbeitskreisteilnehmer*in mit den Informanten*innen zu teilen. Als uns bewusst wurde, dass wir die Teilnehmende Beobachtung bisher nur zur Hälfte hatten anwenden können, versuchten wir, den Aspekt der Teilnahme stärker zu berücksichtigen. So gaben wir in unserer zweiten und dritten Beobachtung des Arbeitskreises den räumlichen Abstand zu den Arbeitskreismitgliedern auf und setzten uns zwischen die Teilnehmer*innen. Neben einigen interessanten informellen Gesprächen führte das aber auch zu negativen Reaktionen: Es wurde die Sorge darüber geäußert, dass unsere Anwesenheit das Voranschreiten der Arbeit beeinträchtigen würde. Erst bei der letzten Beobachtung des Arbeitskreises im Rahmen des selbstorganisierten Picknicks war eine Teilnahme in Ansätzen möglich. Durch gemeinsames Essen und Trinken entwickelten sich schnell „natürliche Gespräche“ zwischen uns und den Informanten*innen. Wir waren in diesen Momenten ähnlich am Geschehen beteiligt wie die Arbeitskreismitglieder selbst. Ein besonderer Moment war außerdem der Abschluss einer Kirchenführung, die beim Picknick angeboten wurde: Wir wurden aktiv aufgefordert, uns zum Gruppenfoto dazuzustellen.

Das Picknick kann damit durchaus als „Durchbruchmoment“ gesehen werden. Wir sind uns sicher, dass wir ab diesem Moment tiefgreifendere Erkenntnisse über die Strukturen im Arbeitskreis hätten sammeln können. Leider war aber das Forschungsende durch das Ende der Vorlesungszeit festgesetzt und wir konnten die Vorteile dieses „Durchbruchs“ nicht mehr nutzen.

Abschließend muss daher noch einmal festgehalten werden, dass die Methode der Teilnehmenden Beobachtung in der vorliegenden Feldforschung keine angemessene Anwendung fand. Es ist daher wohl passender, in unserem Kontext von Beobachtung zu sprechen.

3.5 Die Interviews

Die Durchführung der Interviews lässt sich in drei Arbeitsschritte einteilen: der Suche nach Interviewpartnern*innen, der Erstellung unseres Interviewleitfadens und der Durchführung der Interviews. Die ersten beiden Interviewpartner fanden sich sehr schnell, denn sowohl unser Einzelinformant R. Faust als auch der Leiter des Arbeitskreises W. Hahn erklärten sich zu Interviews bereit. Dann stellten wir unser Anliegen bezüglich der Interviews den Mitgliedern des Arbeitskreises vor und baten diese, sich in eine zu diesem Zweck erstellte Liste einzutragen. Auf diese Weise fanden wir weitere Interviewpartner. Die Interviews haben wir anschließend im Forschungsteam verteilt und allein mit den Interviewpartnern abgehalten.

Die Einarbeitung unserer Fragestellung in den Interviewleitfaden ist unserer Meinung nach gut gelungen. Bei der Durchführung der Interviews fiel uns dennoch Verbesserungswürdiges auf. So kam es während der einführenden Fragen häufig vor, dass Informanten im Zuge einer Frage mehrere Fragen beantworteten. Auf vorherigen Fragen aufbauende Fragen harmonierten außerdem oft nicht gut mit dem Gesprächsverlauf. Unserer Meinung nach wäre es besser gewesen, die Fragen des Leitfadens so zu formulieren, dass sie nicht direkt aufeinander aufbauen, sondern in sich abgeschlossen sind. Dies hätte reduziert, wie oft Fragen während der Interviews umformuliert werden mussten und somit die Vergleichbarkeit der Antworten verbessert und deren Auswertung erleichtert. Die Gesprächsverläufe wären hierdurch dynamischer geworden.

Mit den Abläufen unserer Interviews sind wir insgesamt zufrieden. Nach einer kurzen Anlaufphase entwickelten sich, abgesehen von einem Fall, in dem der Interviewte sehr kurz angebunden war und blieb, für unsere Themensetzung interessante Gespräche mit angenehmer Atmosphäre. Entstandene Schwierigkeiten waren z.B., den Leitfaden und

das eigentliche Ziel des Gespräches nicht aus den Augen zu verlieren. Sowohl seinem Gegenüber und dem Gesagten Aufmerksamkeit zu schenken als auch die eigene Forschung im Blick zu haben, war, insbesondere in längeren Interviews, eine große Herausforderung. Wie in der Methodendarstellung beschrieben, gilt es die richtige Balance zwischen aufmerksamem Zuhören und dem Analysieren des Gesagten und zwischen seiner Rolle als Gesprächspartner*in und seiner Rolle als Forscher*in zu finden.

An unserer Fähigkeit, ein Gespräch zu leiten und zu lenken, müssen wir noch arbeiten. Während mancher Interviews kam es immer wieder zu sehr langen Ausschweifungen seitens der Interviewten, die, obwohl interessant, weniger mit dem eigentlich Thema unserer Forschung zu tun hatten. Die Problematik halbstrukturierter Interviews, die sich bei uns in Abweichungen vom Leitfaden ausdrückte, ist deutlich geworden. Es ist wichtig zu erlernen, subtil auf das Geschehen einwirken zu können. Wie in der Methodendarstellung beschrieben soll dem Interview ein „*Gesprächscharakter*“ (Schlehe 2008:120) verliehen werden, ohne gleichzeitig den Wert des Interviews für die Forschung einzuschränken. Aus diesen Erfahrungen wird deutlich, dass die Schulung der kommunikativen Fähigkeiten essentiell für den Erfolg der ethnologischen Feldforschung ist. Gesprächspartner*innen, die abschweifen, können nur dann wieder höflich auf das Wesentliche gelenkt werden, wenn die Forschenden in ihrer Rolle als Interviewer*innen eine größere Sicherheit mitbringen.

Interviews aufmerksam zu führen, ist eine anspruchsvolle Tätigkeit; sie erschöpft. Wir bemerkten, dass unsere Konzentration gerade gegen Ende der Gespräche immer weiter abnahm. Es konnte geschehen, dass man besonders nach längeren Monologen des Interviewpartners den Anschluss wiederfinden musste oder dass man Fragen, die im Gesprächsverlauf schon beantwortet worden waren, noch einmal stellte.

Die Transkription von Interviews ist ein wichtiger Schritt, um sich noch einmal intensiv mit dem Gesagten auseinanderzusetzen und so zu einem tieferen Verständnis zu gelangen. So ist Jonna während der Transkription aufgefallen, dass sie, sollte ihr Gegenüber nicht sofort auf ihre Fragen geantwortet haben, sie diese, aus dem Gefühl heraus mit ihrer Frage auf Unverständnis oder Ablehnung gestoßen zu sein, ergänzte und/oder anhand von Beispielen erklärte, worauf sie hinauswollte. Das Anführen dieser Beispiele weckt allerdings beim Interviewpartner eigene Assoziationen und hat damit das Potenzial, die Antworten dessen zu beeinflussen. Dies gilt es natürlich weitestgehend zu vermeiden.

Der eigenen Stimme während der Transkription zu lauschen, war eine interessante Erfahrung. Es entsteht ein Eindruck der eigenen Person und der eigenen Wirkung auf andere.

Zu arbeiten haben wir an der häufigen Verwendung von Verzögerungslauten während der Interviews, da diese die Seriosität der eigenen Person und Forschung zu untergraben scheinen.

Besonders interessant war es, bei Interviewpartnern aus dem Arbeitskreis im Vorhinein Beobachtetes und Vermutetes durch ein Gespräch bestätigt oder eben nicht bestätigt zu sehen. Die Frage der Motivation, die in der Beobachtung nur indirekt behandelt werden konnte, rückte in den Interviews in den Fokus. Im Zuge der Datenauswertung und Ergebnisfindung müssen diese Aussagen mit dem breiten Spektrum gesammelter Informationen in Bezug gesetzt werden.

Ein anderes Problem ist die Verlässlichkeit der durch Interviews erlangten Informationen; diese sind leider kaum überprüfbar gewesen. Es ist wichtig, dies zu berücksichtigen.

3.6 Die Datenauswertung

Die Datenauswertung nimmt in der ethnologischen Feldforschung einen großen Platz ein. Um aussagekräftige Ergebnisse zu erlangen, ist eine wiederholte und intensive Sichtung des Materials nötig. Die im Vorfeld bereits angelegten Kategorien des Leitfadeninterviews wie „Universitärer Alltag“, „Reaktionen“, „Kontakte“, „Motivation“ und „Zukunftsperspektive“ dienten als erste Orientierungshilfe und Gliederungspunkte der Datenauswertung. In der ersten Gliederung differenzierten wir beim Punkt „Universitärer Alltag“ in „Auswahl der Veranstaltungen/Interessensetzungen“ und „Arbeitsaufwand“. Auch den Punkt „Soziale Kontakte und Interaktion“ teilten wir in „Kontakte zu Gasthörer*innen“, „Kontakte zu jüngeren Studierenden“ und „Kontakte zu Dozierenden“ ein. Durch die Übernahme und Ausweitung der Kategorien des Leitfadeninterviews lässt sich die Vorgehensweise als deduktiv beschreiben.

Für einen schnelleren Überblick über die Daten aus den Interviews legten wir eine Excel-Tabelle an, die alle Interviewpartner auflistete und sich ebenfalls an den oben beschriebenen Kategorien orientierte. Beim erneuten Lesen des Materials ordneten wir den Kategorien Farben zu. So markierten wir relevante Stellen in den Interviews und fassten diese auf eine Hauptaussage für die Excel-Tabelle zusammen. Zwar wurden durch diese Vorgehensweise viele Aussagen zusammengefasst und konnten nicht detailreich wiedergegeben werden, es half jedoch dabei, einen Überblick über grundlegende Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Informanten zu bekommen. Des Weiteren führte dieser Schritt dazu, dass die a priori angelegten Kategorien aus den Leitfadeninterviews durch Punkte

wie z.B. „Jobwechsel“ und „Gründe für das Erststudium“, die unsere Informanten angesprochen hatten, erweitert werden konnten.

Dem sehr deduktiven Vorgehen am Anfang wurden in diesem Schritt induktive Elemente entgegengesetzt, sodass unsere Auswertung weder als komplett induktiv noch als komplett deduktiv zu bezeichnen wäre.

Im nächsten Schritt wurden die komprimierten Aussagen aus der Excel-Tabelle in Bezug zu der Motivation unserer Informanten gesetzt, verallgemeinert und als erste Thesen zu Papier gebracht. Während des nachfolgenden Schreibprozesses überprüften bzw. belegten wir diese Thesen durch das erneute und gezielte Durchlesen der Interviews und Beobachtungen, sodass wir uns auf konkrete Beispiele beziehen konnten. Kategorien, die nicht in der Excel-Tabelle angelegt waren, verschwanden durch diese Vorgehensweise aus dem Blickfeld. Durch die beschränkte Forschungs- und Auswertungszeit war es jedoch nicht möglich, detaillierter auf weitere Punkte einzugehen. Die Entscheidung, sich auf die in Kapitel 4. Punkte zu beschränken, fiel auf Grund der Quantität und der Qualität der Daten zu diesen Themenbereichen und mit Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Zeit und Seiten für diesen Forschungsbericht.

Zu bestimmten Forschungspunkten konnten keine Beobachtungen durchgeführt werden. So mussten wir uns bei den Punkten „Allgemeine Daten der Informanten*innen“ und „Erste Ausbildung, Beruf und Rente“ und bei allen Aussagen, die sich um außeruniversitäre Kontakte drehten, vollständig auf die Aussagen der Interviewpartner verlassen. Während die Wahrscheinlichkeit einer „Falschaussage“ bei Angaben wie Alter und Beruf eher unwahrscheinlich ist, wäre eine Überprüfung von der Darstellung regelmäßiger Treffen und intensiver Kontakte auch außerhalb der Uni zu anderen Gasthörern*innen thematisch sinnvoll gewesen. In weiterführenden Untersuchungen, die die soziale Organisation und Struktur unter Gasthörern*innen genauer erforschen, wäre es daher angebracht, den Forschungsort nicht allein auf die Universität und die angebotenen Veranstaltungen zu beschränken, sondern auch außeruniversitäre Aktivitäten in die Beobachtung miteinzubeziehen.

Interessant war zu sehen, dass einzelne Antworten der Informanten auf die unmittelbare Frage nach ihrer Motivation von unseren Ergebnissen abwichen. Wir sprechen den Informanten nicht ab, auf diese Frage eine Antwort zu wissen, sondern vertiefen und erweitern ihre Motivationsfaktoren nur, ohne dabei die von ihnen genannte Motivation zu vernachlässigen.

4. Datenauswertung

Die in den vorherigen Kapiteln beschriebenen und reflektierten Methoden legen die Basis für unsere Forschungsfrage: „Was motiviert Senioren*innen einer Tätigkeit als Gasthörer*innen nachzugehen?“. Um diese weit gefasste Fragestellung einzugrenzen, beschränkt sich der Forschungsort auf die Universität zu Köln und die Informanten*innen eines selbstorganisierten Arbeitskreises und auf zwei Einzelinformanten.

Für die nachfolgende Ergebnispräsentation ist eine Klärung zentraler Begrifflichkeiten wichtig. Die Informanten*innen unterscheiden zwischen Seniorenstudenten*innen und Gasthörer*innen. Seniorenstudenten*innen sind mit ordentlichen Studierenden zu vergleichen. Sie erbringen Prüfungsnachweise und streben einen Abschluss an. Gasthörer*innen hingegen haben kein offiziell definiertes Studienziel und sind fachlich nicht gebunden. Bei den Informanten*innen dieser Feldforschung handelt es sich ausschließlich um Gasthörer*innen, sodass im nachfolgenden Text Begriffe wie „Studenten*innen“ und „Studium“ vermieden werden. Die Bezeichnung wird auch von den Informanten*innen selbst abgelehnt. Wenn im Folgenden nur die männliche Form benutzt wird, ist explizit von den Interviewpartnern die Rede; steht sowohl die männliche als auch die weibliche Form beziehen wir uns auch auf Beobachtungsergebnisse.

Die Kapitel 4.1 und 4.2 geben einen allgemeinen Überblick über die untersuchten Informanten*innen. Dieser enthält wichtige Daten wie Alter und Dauer der Gasthörerschaft. In Kapitel 4.3 wird darlegt, inwiefern die vorangegangenen beruflichen Ausbildungen zu der Aufnahme einer Gasthörerschaft im Alter beigetragen haben. In Kapitel 4.4 wird diskutiert, welche Motive die Auswahl der besuchten Veranstaltungen beeinflussen. Anschließend wird in Kapitel 4.5 analysiert, welche Rolle soziale Kontakte und Interaktion für die Tätigkeit als Gasthörer*in spielen. Zum Abschluss werden in Kapitel 4.6 die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst.

4.1 Vorstellung der untersuchten Gruppen

Unsere Informanten*innen lassen sich in zwei Kategorien unterscheiden: Einzelinformanten und Mitglieder des Arbeitskreises „Köln und Region erforschen und erleben“. Die Einzelinformanten sind R. Faust und P. Hellmann. Der Arbeitskreis ist eine Gruppe von ca. 15-20 Gasthörern*innen (Teilnehmerzahl variiert), die selbstorganisiert unter Leitung von W. Hahn arbeiten. Die Universität unterstützt die Gruppe z.B. durch das Bereitstellen von Räumlichkeiten. In den vergangenen Jahren hat die Gruppe u.a. eine Arbeit

zu öffentlichen Plätzen in Köln publiziert. Zurzeit arbeiten die Mitglieder des Arbeitskreises in Kleingruppen zum Thema „50er-Jahre in Köln“. Für das kommende Semester sind dazu Workshops für andere Gasthörer*innen geplant.

4.2 Allgemeine Daten der Informanten*innen

Zu den Interviews haben sich insgesamt neun männliche Informanten bereit erklärt. Es konnten acht Interviews durchgeführt werden. Im Arbeitskreis gibt es neben den männlichen Teilnehmern und der männlichen Leitung insgesamt fünf Frauen. Auch die im Rahmen der Beobachtungen besuchten Veranstaltungen wiesen einen deutlich höheren Männeranteil auf. Die in diesem Kapitel dargestellten Daten beziehen sich ausschließlich auf die Aussagen der Informanten aus den Interviews.

Die Informanten sind zwischen 66 und 78 Jahren alt und schrieben sich meistens sehr zeitnah zu ihrer Pensionierung an der Universität ein. Wenn ein größerer Abstand zwischen dem Erreichen des Rentenalters und dem Beginn der Gasthörerschaft lag, war es weiterführenden beruflichen oder anderen weiterbildenden Aktivitäten geschuldet. Außerdem sind viele der Informanten auch außerhalb der Universität noch sehr aktiv. Dies zeigt sich u.a. in ehrenamtlichem Engagement, sportlichen Aktivitäten, Vorträgen oder Stadtführungen. Sieben der Interviewpartner haben ein abgeschlossenes Studium, H. Wien hat keine universitäre Ausbildung (vgl. Tabelle).

Wir gehen aufgrund der durchgeführten Beobachtungen und informellen Gesprächen davon aus, dass die interviewte Teilgruppe repräsentativ für den gesamten Arbeitskreis ist.

4.3 Erste Ausbildung, Beruf und Rente

Die Interviewpartner verbinden ihr erstes Studium mit einer „großen Freiheit“ (vgl. u.a. Interview Hellmann 21.07., Printz 14.07., Hahn 04.07., Faust 07.07.) oder beschreiben das Studium als „die schönste Zeit meines Lebens“ (Interview Schmitz 05.07., S. 7). Dieses Freiheitsgefühl, die Erfahrung der Studentenbewegung der 1960er-Jahre und das Engagement für Studienreformen hinterließ eine starke persönliche Prägung. Auch die politische Meinung der Informanten wurde in dieser Zeit geformt (Interview Hahn 04.07., Faust 07.07.). Die positiven Erinnerungen an das Erststudium könnten ein entscheidender Beweggrund gewesen sein, nach dem Berufsleben an die Universität zurückzukehren. Neben dem gemeinsamen Aspekt des „Freiheitsgefühls“ sind die Gründe für den Besuch der Universität und die Fächerwahl heterogen. Während einige Informanten in ihrem Erststudium den persönlichen Interessen nachgehen konnten, blieb dies anderen verwehrt. R. Faust z.B. interessierte sich schon immer sehr für Geschichte und Kunst, sein

Vater finanzierte ihm jedoch nur das BWL-Studium (vgl. Interview Faust 07.07.). H. Wien konnte seinen Wunsch zu studieren durch eine Verkettung privater Umstände nicht umsetzen (vgl. Interview Wien 20.07.). Die Gasthörerschaft ist eine Möglichkeit, verpasste Gelegenheiten aus der Jugend und dem Erwachsenenalter nachzuholen.

Wenn mit dem Erststudium die persönlichen Interessen verfolgt werden konnten, musste vor dem Abschluss oder im späteren Berufsleben eine Spezialisierung stattfinden (vgl. z.B. Interview Printz 14.07., Schmitz 05.07., Hellmann 21.07.), sodass andere Interessensgebiete vernachlässigt wurden. Die große Faszination für mittelalterliche Geschichte von Informant L. Schmitz z.B. konnte er in seinem Beruf als Geschichtslehrer nicht ausleben. Die Gasthörerschaft an der Universität zu Köln bietet ihm die Gelegenheit, „Gotische Minuskeln“ zu lernen und Veranstaltungen zum Thema „Mittelalter“ zu belegen (vgl. Interview Schmitz 05.07.). Interessensgebiete aus dem Studium und dem ehemaligen Beruf weiterverfolgen zu können, scheint ebenfalls ein Grund für die Aufnahme einer Gasthörerschaft zu sein (vgl. Interview Hahn 04.07., Schlosser 13.07., Schmitz 05.07.). Auffällig ist weiterhin, dass viele der Informanten schon während ihres Arbeitslebens wussten, dass sie im Rentenalter Veranstaltungen an der Universität besuchen wollen: *„(...) das war mir immer schon (...) klar, dass ich das mal machen würde“* (Interview Hellmann 21.07, S. 26.). Dadurch kam es zu einem nahtlosen Übergang oder einer nur kurzen „Pause“ (vgl. Interview Hahn 04.07., Schmitz 05.07., Faust 07.07.). Wenn ein längerer Zeitraum zwischen dem Erreichen des Rentenalters und dem Belegen von Veranstaltungen an der Universität lag, war dies meist auf andere Tätigkeiten zurückzuführen. Teilweise arbeiteten die Informanten*innen selbstständig weiter (vgl. Interview Wien 20.07.), besuchten andere Bildungseinrichtungen (vgl. Interview Printz 14.07.) oder engagierten sich sozial (vgl. Interview Schlosser 13.07., Beobachtung 11.06._JB). Die Motivation, erneut die Universität zu besuchen, entstand aus der Angst *„vor dem Loch“* (Interview Faust 07.07., S. 28), der Angst vor eingefahrenen Routinen nach dem Berufsleben und aus dem Wunsch, weiterhin aktiv zu bleiben (vgl. Interview Faust 07.07., S. 28). Der Informant H. Wien fasst es folgendermaßen zusammen: *„(...) ich kann nicht zu Hause sitzen.“* (Interview Wien 20.07., S. 7). Im Folgenden beschäftigt sich dieser Bericht daher mit den Aktivitäten der Informanten*innen an der Universität.

4.4 Universitärer Alltag

Die Gasthörer*innen verbringen zwischen 4-15 Stunden in der Woche in der Universität zu Köln (vgl. Tabelle). Folglich ist es von besonderem Interesse, ob sich ihre Erwartungen

und Vorstellungen in Bezug auf die Gasthörerschaft erfüllt haben. Sollte dies nicht der Fall bzw. das Angebot nicht interessant genug sein, bestünde auch die Möglichkeit eines Abbruchs (vgl. Interview Schlosser 13.07.). Da die Informanten*innen ihre Zeit an der Universität größtenteils in Veranstaltungen verbringen und weitere Angebote des Universitätscampus (Bibliotheken, Cafés, Mensen) kaum genutzt werden, behandeln die folgenden Punkte ausschließlich die Wahl der Studienfächer und die Art der besuchten Veranstaltungen.

4.4.1 Interessenssetzung und Fächerwahl

Die Fächerwahl unserer Informanten*innen lässt sich in zwei Kategorien unterscheiden: geisteswissenschaftliche Studiengänge und natur- oder wirtschaftswissenschaftliche Studiengänge. Die Wahl dieser verschiedenen Veranstaltungen ist auf die unterschiedlichen Interessen der Informanten*innen zurückzuführen.

Bei Studiengängen wie Physik, BWL und Biologie steht die Aktualisierung oder Erweiterung des im Studium oder Beruf angeeigneten Wissens im Vordergrund. In den meisten Fällen haben die Gasthörer in diesen Fächern bereits ein Studium abgeschlossen (vgl. Interview Hahn 04.07., Schlosser 13.07., Storch 21.07.).

Bei den geisteswissenschaftlichen Studiengängen wie Philosophie, Geschichte, Kunstgeschichte, Religion und Kulturwissenschaften scheint die Motivation eine andere zu sein. Diejenigen, die während ihrer Ausbildung und ihrem Berufsleben nicht ihre Interessen verfolgen konnten, können sich nun diesen Gebieten intensiv widmen (vgl. Interview Wien 20.07., Faust 07.07.). Dabei ist das Fach Geschichte besonders beliebt. Der Arbeitskreis behandelt u.a. die Geschichte von Köln und alle Interviewpartner gaben an, geschichtliche Veranstaltungen zu besuchen. Durch die Beobachtung am 10.06. von R. Faust können wir das große Interesse an Geschichtsvorlesungen bestätigen. Ca. 70 % der Teilnehmer*innen der Geschichtsvorlesung „Das kaiserliche Deutschland 1871 –1918“ konnten wir als Gasthörer*innen bzw. Seniorenstudenten*innen identifizieren (vgl. Beobachtung 10.06. _JB.). Sowohl die informellen Gespräche mit R. Faust als auch die Interviews bestätigen, dass geschichtliche Veranstaltungen eine hohe Konzentration von Gasthörern*innen aufweisen.

Die persönliche Biografie der Gasthörer*innen spielt dabei eine wichtige Rolle. Viele der heutigen Gasthörer*innen sind zu einer Zeit aufgewachsen, in der die traumatischen Erlebnisse der Eltern während der Nationalsozialismus und im 2. Weltkrieg nicht thematisiert wurden. Geschichtsvorlesungen bieten eine Möglichkeit, die eigene Geschichte

aufzuarbeiten und die eigenen Erinnerungen abzugleichen bzw. zu ergänzen (vgl. Beobachtung 11.06._LS). Durch die Beobachtung von R. Faust können wir diesen Motivationsfaktor auch bei ihm selbst bestätigen: „*Sein ausführliches Wissen komme daher, dass er selber Jude wäre und sich deshalb bereits intensiv mit dem Nationalsozialismus beschäftigt habe.*“ (Beobachtung 11.06._LS, S. 5). Fächerübergreifend geben die Informanten*innen an, dass der Besuch von geisteswissenschaftlichen Veranstaltungen der Erweiterung des Allgemeinwissens dient. Den Informanten*innen ist es wichtig, das Erlernete als „*tägliches Wissen*“ (Interview Wien 20.07., S. 8) anwenden zu können. Diese Anwendung bezieht sich hauptsächlich auf Interaktion mit anderen, sowohl anderen Gasthörer*innen als auch anderen außeruniversitären Kontakten: „*Egal, wo man hinkommt und wen man trifft oder so, dass man interessante Gesprächspartner findet.*“ (Interview Wien 20.07., S. 9).

Der Besuch von geisteswissenschaftlichen Veranstaltungen ermöglicht den Gasthörer*innen aktiver an interessanten Gesprächen teilzunehmen, diese durch das erworbene Wissen mitzugestalten und weiterführende Fragen zu stellen. Dadurch ergeben sich auch neue Sichtweisen auf die Welt (vgl. Interview Faust 07.07., Wien 20.07., Hellmann 21.07.). Die positive Resonanz der Gesprächspartner*innen tragen zu der anhaltenden Motivation bei, weiterbildende Veranstaltungen der Universität zu besuchen (vgl. Interview Hellmann 21.07., Printz 14.07., Beobachtung 11.07._LS).

4.4.2 Art der Veranstaltungen

Der Großteil der Veranstaltungen, die von Gasthörer*innen belegt werden, sind Vorlesungen. Dies hat vor allem den Grund, dass diese auch für Gasthörer*innen geöffnet sind, wohingegen Seminarplätze bevorzugt an ordentliche Studenten*innen vergeben werden. Es ist jedoch trotzdem möglich, als Gasthörer*in an Seminaren teilzunehmen, wenn dies mit den Dozenten*innen abgesprochen ist (vgl. Interview Hahn 04.07.).

Bei den Seminaren steht neben dem Erwerb von Detailwissen und der Bearbeitung von tiefergehenden Fragestellungen die aktive Teilnahme und die Diskussion im Vordergrund (vgl. Interview Hahn 04.07., Beobachtung 13.06._?). Diese Beobachtung deckt sich mit den bereits vorgestellten Ergebnissen, dass der Austausch eine Motivation sein kann und wird in Punkt 4.5 „Soziale Kontakte und Interaktion“ weiter ausgeführt.

Der Arbeitskreis bildet eine Ausnahme im universitären Betrieb der Gasthörer*innen, denn er ist von den Gasthörer*innen selbstorganisiert und stellt seine wissenschaftliche Arbeit in Veröffentlichungen vor. Das eigenständige Entdecken und Erforschen von

neuen Sachverhalten, die „*nicht schon irgendwo anders bearbeitet worden sind*“ (Interview Printz 14.07., S. 15) ist sehr wichtig für die Teilnehmer (vgl. u.a. Interview Printz 14.07., Hahn 04.07.). Neben diesem methodischen Aspekt sind auch die bearbeiteten Inhalte des Arbeitskreises für die Motivation relevant. Der klare Ortsbezug zu Köln und der Region bietet wieder die Möglichkeit, sich mit den erforschten Themen zu identifizieren (vgl. Beobachtung 04.07._?). Viele der Teilnehmer verfügen über ein tiefgehendes Wissen über die Kölner Region (vgl. Beobachtung 11.07._LS). Dies spiegelt sich im enormen Arbeitsaufwand der Teilnehmer*innen wieder. Sie verwenden viele Stunden mit Recherchen und Vor- bzw. Nachbereitung für den Arbeitskreis (vgl. Interview Hahn 04.07., Schlosser 13.07.). Da dieser Arbeitsaufwand phasenweise ganze Tage in Anspruch nimmt oder auf den Umfang einer Arbeitswoche (40 Stunden) anwächst (vgl. Interview Hahn 04.07., Wien 20.07., Schlosser 13.07.), kann er durchaus mit dem Arbeitsaufwand einer beruflichen Beschäftigung verglichen und als deren Ersatz gewertet werden. Diese Einschätzung deckt sich mit Aussagen aus den Interviews, die unter dem Punkt 4.3 „Erste Ausbildung, Beruf und Rente“ aufgeführt wurden. Auch die Bezeichnung anderer Teilnehmer*innen als „*Kollegen*“ (Beobachtung 13.06._LS) unterstützt diese Überlegung, da diese Bezeichnung üblicherweise im beruflichen Kontext gebraucht wird.

Der Arbeitskreis bietet nicht nur fachlichen und thematischen Austausch, sondern wird als Platz für soziale Interaktion und Vernetzung gesehen (vgl. u.a. Interview Hahn 04.07., Beobachtung 13.06._?, 11.07._LS). Wie dieser Punkt zur Motivation der Gasthörer*innen beiträgt, soll im folgenden Abschnitt genauer betrachtet werden.

4.5 Soziale Kontakte und Interaktion

Alle Interviewpartner geben an, dass neue soziale Kontakte kein Ziel bzw. kein primärer Grund gewesen sind, sich an der Universität einzuschreiben (vgl. u.a. Interview Printz 14.07., Hellmann 21.07., Faust 04.07.), sie ergeben sich aber „*nebenbei*“ (Interview Wien 20.07., S. 7). Dennoch pflegen viele der Informanten*innen Beziehungen, die über die Universität geknüpft wurden. Auch wenn einige Informanten angeben, nur „*sporadische*“ (Interview Hahn 04.07., S. 7) oder wenige Kontakte zu haben (vgl. Interview Faust 07.07.), ist für viele die soziale Interaktion ein wichtiger Bestandteil des universitären Alltags. Die meisten Kontakte, die auch in den privaten Bereich reichen, entstehen jedoch nicht in regulären Veranstaltungen wie z.B. Vorlesungen (vgl. Interview Schmitz 05.07.), denn dort „*spricht man sich nicht an*“ (Interview Printz 14.07., S. 19).

Ein Teil der Gasthörer*innen studiert in festen Gruppen oder mit festen Partnern*innen zusammen (vgl. Beobachtung 10.06._JB). F. Schlosser z.B. belegt Veranstaltungen gezielt mit ehemaligen Arbeitskollegen und hat auch außerhalb der Universität intensiven freundschaftlichen Kontakt, der sich z.B. durch regelmäßige „Alten-Treffen“ (Interview Schlosser 13.07., S. 5) auszeichnet. Bei den von uns untersuchten Informanten*innen ist dies jedoch die Ausnahme. Der Großteil der Kontakte entsteht durch den Arbeitskreis (vgl. Interview Storch 21.07., Wien 20.07., Printz 14.07.). Zwar geben viele der Interviewpartner an, auch „*sehr persönliche Kontakte*“ (Interview Wien 20.07., S. 5) geknüpft zu haben, dies lässt sich jedoch durch die durchgeführten Beobachtungen nur bedingt bestätigen.

4.5.1 Der Arbeitskreis

Die gemeinsamen methodischen und fachlichen Interessen sind nicht der einzige Grund für die Popularität des Arbeitskreises. Er wird als ein Ort der sozialen Interaktion zwischen Gasthörern*innen gesehen und bietet die Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen bzw. bestehende Kontakte zu pflegen. Dies drückt sich in mehreren Aspekten aus: Es gibt bestimmte Gruppenmitglieder, die die fachlichen Sitzungen nicht mehr besuchen, zu gemeinsamen sozialen Veranstaltungen, wie einem Picknick, jedoch noch gerne kommen und weiterhin die Beziehungen pflegen (vgl. Beobachtung 11.07._LS).

Der Arbeitskreis findet in entspannter Atmosphäre statt, die Gasthörer*innen nennen sich beim Vornamen, duzen sich und scheinen private Dinge voneinander zu wissen (vgl. u.a. Beobachtung 13.06._JB, 20.06._JB, 11.07._LS). Die freundschaftlichen Beziehungen werden besonders in Scherzen über andere Teilnehmer (vgl. Beobachtung 04.07._JB) und durch die Wahl des Sitzplatzes (vgl. Beobachtung 20.06._JB) sichtbar.

Die Mitglieder treffen sich auch außerhalb des Arbeitskreises und haben privaten Kontakt. Man trifft sich „*unabhängig auch in der Freizeit*“ (Interview Printz 14.07., S. 20), um z.B. einen Kaffee zu trinken (vgl. Interview Wien 20.07.).

Während der Sitzungen des Arbeitskreises beobachteten wir jedoch eine ambivalente Haltung der Teilnehmer*innen, die den Aussagen in den Interviews teilweise widerspricht. Das Interesse und die Interaktion der Teilnehmer*innen war in fachlichen und methodischen Sitzungen gering, sodass der Leiter W. Hahn erst durch viele Nachfragen zu Antworten kam. Das Verhalten der Teilnehmer*innen wirkte passiv. Aktiver bzw. lockerer wurde der Großteil erst, wenn soziale Aktivitäten, wie die Organisation des Picknicks oder ein gemeinsamer Museumsbesuch, besprochen wurden (vgl. Beobachtung

04.07._FS). Paradox scheint in Anbetracht dieser Erkenntnisse, dass auch soziale Ereignisse, wie z.B. das Semesterabschluss-Picknick des Arbeitskreises mit thematischen Anliegen verknüpft werden. Viele Gespräche während dieses Picknicks handelten von der Arbeit der Teilnehmer*innen an unterschiedlichen Themen und die gemeinsame Führung durch eine alte Kirche stellte das Thema „Köln“ in den Mittelpunkt (vgl. Beobachtung 11.07._LS). Die wissenschaftliche und thematische Arbeit scheint das Bindeglied der sozialen Interaktion der Teilnehmer*innen zu sein und tiefergehende Beziehungen existieren nur vereinzelt. Die aufgeführten Gründe legen den Schluss nahe, dass der fachliche Austausch der wichtigste Aspekt in der sozialen Organisation des Arbeitskreises ist.

4.5.2 Jüngere Studenten*innen

Auch bei dem Kontakt zu jüngeren Studenten*innen steht der fachliche bzw. thematische Austausch im Mittelpunkt der Motivation. Dieser Kontakt ist jedoch gering. Keiner der Informanten*innen besitzt persönliche Kontakte oder Beziehungen zu jüngeren Studenten*innen, die über das universitäre Leben hinausgehen. Der Kontakt „*gestaltet sich fast gar nicht*“ (Interview Hellmann 21.07., S. 19). In den Interviews nimmt dieser Punkt daher wenig Zeit in Anspruch (vgl. u.a. Interview Printz 14.07., Schlosser 13.07., Storch 21.07.). Der einzige Kontakt ist der in Seminaren, in denen die Gasthörer*innen als Gegenpol zu den Dozenten*innen agieren können, bzw. neue Sichtweisen aufzeigen können (Interview Faust 07.07., Hahn 04.07., Beobachtung 10.06._LS).

Dennoch herrscht ein generelles Interesse am Austausch mit jüngeren Studierenden. Es wurde mehrfach der Wunsch nach generationenübergreifenden Veranstaltungen geäußert, in denen Ansichten und Lebenseinstellungen diskutiert werden können (vgl. Interview Hahn 04.07., Hellman 21.07.). Der Wunsch und die Motivation, neue Perspektiven kennenzulernen (vgl. Interview Hahn 04.07.) und Schranken im Kopf bzw. Routinen abzubauen (vgl. Interview Faust 07.07.), ließe sich sicherlich in der Interaktion mit jüngeren Studenten*innen umsetzen.

Der Kontakt zu Jüngeren gestaltet sich natürlich nicht bei allen Informanten gleich. Wir konnten beobachten, dass die Offenheit für diesen Kontakt stark mit der Wahrnehmung der eigenen Rollenzuweisung zusammenhängt. Je zugehöriger sich die Informanten der Universität fühlen, desto offener sind sie im Umgang mit jungen Studenten*innen (vgl. u.a. Interview Hahn 04.07., Hellmann 21.07.). Diejenigen, die sich jedoch nicht als Teil der Universität begreifen und sich stark von den anderen Studierenden differenzieren, lehnen auch den Kontakt zu jüngeren Studenten*innen ab (vgl. Interview Printz 14.07.).

Inwiefern die Gruppenidentität der Gasthörer*innen konstruiert und aufrechterhalten wird, ist ein Punkt, zu dem wir aufschlussreiche Ergebnisse erzielt haben. Da er jedoch keinen direkten Bezug zu unserer Fragestellung aufweist, wird er an dieser Stelle größtenteils ausgespart, kann jedoch für weiterführende Forschungen interessant sein.

4.6 Zusammenfassung der unterschiedlichen Motivationen

Zu beantworten ist abschließend, worin die Motivation für die Tätigkeit als Gasthörer*in zusammengefasst besteht. Dafür muss zwischen zwei Formen von Motivationen unterschieden werden.

Die erste Form der Motivation ist der Wunsch der Informanten*innen, durch eine Gasthörerschaft auch im Rentenalter noch aktiv das eigene Leben gestalten zu können. Alle acht Interviewpartner versprachen sich, an der Universität neues Wissen erwerben oder altes Wissen aktualisieren zu können. Einige wünschten sich darüber hinaus, neue Kontakte zu knüpfen oder aktiv in wissenschaftliche Projekte eingebunden zu werden. Diese Form der Motivation ist *selbstkonstruiert*: Vorstellungen einer wünschenswerten Zukunft werden mit einer Gasthörerschaft verknüpft.

Die zweite Form der Motivation steht in einer Wechselbeziehung mit dem beschriebenen Wunsch nach mehr Aktivität. Sie drückt sich *bestätigend* aus, indem die Erwartungen der Informanten*innen an die Gasthörerschaft erfüllt werden. Das Lehrveranstaltungsangebot ermöglicht es ihnen, Wissen zu erwerben oder es aufzufrischen. Besondere Angebote wie z.B. der selbstorganisierte Arbeitskreis erlauben darüber hinaus, die Gasthörerschaft mit eigenständigem und wissenschaftlichem Arbeiten zu verbinden. Die allgemein positive oder neutrale Resonanz aus dem privaten oder universitären Umfeld bestärkt die Informanten*innen in ihrer Rolle als Gasthörer*innen im Rentenalter: Einigen „reicht“ an dieser Stelle die Selbstentfaltung, andere solidarisieren sich mit weiteren Gasthörern*innen im selben Alter und etablieren freundschaftliche Kontakte. An dieser Stelle kann der Bogen wieder zu der *selbstkonstruierten* Motivation geschlagen werden. Durch den Besuch der Universität und das erworbene Wissen eröffnen sich neue Möglichkeiten des Austausches und der Wunsch nach einem aktiven und interessanten Leben erfüllt sich. Abschließend lässt sich feststellen, dass alle Informanten*innen sehr zufrieden mit dem Verlauf ihrer Gasthörerschaft sind und diese solange fortsetzen wollen, wie der gesundheitliche Zustand es zulässt (vgl. Interviews).

5. Fazit

Dieser Auswertungsbericht muss vor allem über die Einschränkungen verstanden werden, denen die Forschung unterworfen war. Diese Einschränkungen sind wie diskutiert nicht nur zeitlicher, sondern auch methodischer Natur. Damit liefert die vorliegende Forschung keine vollständige Antwort auf die Frage: „Was motiviert Senioren*innen einer Tätigkeit als Gasthörer*innen nachzugehen?“. Vielmehr kann sie als Orientierung und Ansatzpunkt für weiterführende Fragestellungen dienen.

Die bereits in Kapitel 4.5.2 angesprochene Konstruktion der Gruppenidentität als Gasthörer*innen konnten wir in unserem Auswertungsbericht nicht vollständig darlegen. Die erhobenen Daten und Ergebnisse zu diesem Themenbereich scheinen jedoch durchaus lohnenswert für eine nähere Betrachtung. Die Tatsache, dass ein Großteil unserer Informanten männlich war und wir für die Interviews keine weiblichen Gesprächspartnerinnen finden konnten, beeinflusst die Forschungsergebnisse enorm. Interessant wäre daher eine vergleichende Forschung, die sich hauptsächlich weiblichen Gasthörerinnen widmet. Die Feldforschung fand in dem Bewusstsein statt, dass die untersuchte Gruppe und ihr Bildungsniveau bzw. Engagement nicht repräsentativ für alle Gasthörer*innen der Universität zu Köln sein können. Mögliche Unterschiede in der Motivation zur Tätigkeit als Gasthörer*in zwischen studierten Senioren*innen und Senioren*innen ohne akademische Vorerfahrung, gilt es in zukünftigen Forschungen zu klären. Der Themenbereich „Gasthörerschaft“ deckt darüber hinaus nur einen Teilaspekt im Leben einiger Senioren*innen ab. Vernachlässigt wurde in unserer Forschung ebenfalls, welchen Stellenwert der Besuch der Universität im Leben der Senioren*innen hat und in welcher Relation er z.B. zum Familienleben steht.

Es gibt auffällig wenig Literatur bzw. ethnologische Forschungen zu dieser Gruppe, obwohl der extreme demografische Wandel in Deutschland ausreichend Ansätze für dieses Themengebiet geschaffen hat. Ein foto-ethnografisches Projekt, das sich dem Leben von Senioren*innen in Europa widmet ist „*Europas neue Alte*“ (2016) von Gabriele Kostas und Irene Ziehe. Hier dokumentieren die Autorinnen in Fotos und per Interviews das Leben von 32 Senioren*innen aus 13 europäischen Ländern. Die Forschung fand nicht unter einer expliziten Fragestellung statt, sondern interessierte sich für das Leben der Informanten*innen in seiner Gesamtheit. Zukünftige Forschungen über Senioren*innen sollten den Anspruch haben, den Teilaspekt „Gasthörerschaft“ in diese Gesamtheit einzuordnen. Interessant zu beobachten ist, dass es vor allem die Senioren*innen selbst sind, die sich mit

dem Wandel des Verständnisses von „Alt-Sein“ u.a. in Kursen in der Universität auseinandersetzen.

Literaturverzeichnis

American Anthropological Association. 2012: Statement of Ethics: Principles of Professional Responsibilities. Arlington, VA: American Anthropological Association.

Beer, Bettina 2008: Einleitung: Feldforschungsmethoden. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 9-36

Beobachtung_10.06._LS

Beobachtung_10.06._JB

Beobachtung_10.06._FS

Beobachtung_13.06._LS

Beobachtung_13.06._JB

Beobachtung_13.06._FS

Beobachtung_20.06._JB

Beobachtung_04.07._FS

Beobachtung_04.07._JB

Beobachtung_11.07._LS

Hauser-Schäublin, Brigitta 2008: Teilnehmende Beobachtung. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 37-58

Hermanns, Harry 2007: Interviewen als Tätigkeit. In: Flick, Uwe et al (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 360-369

Interview_04.07._Hahn

Interview_05.07._Schmitz

Interview_07.07._Faust

Interview_13.07._Schlosser

Interview_14.07._Printz

Interview_20.07._Wien

Interview_21.07._Hellmann

Interview_21.07._Storch

Schlehe, Judith 2008: Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S.119-142

Spittler, Gerd 2014: Dichte Teilnahme und darüber hinaus. In: Sociologus 64: 207-230.

Statistisches Bundesamt (Hg.) 2012: Alter im Wandel. Ältere Menschen in Deutschland und in der EU. o.O.:o.V.

Universität zu Köln (Hg.) 2015: Informationen zum Gasthörer- und Seniorenstudium. Wintersemester 2015/2016. Köln:o.V.